Ruinen von Oradour-sur-Glane

JUSTIZ

Brendels Liste

Ist Werner Christukat, 89, einer der SS-Mordschergen des Massakers von Oradour? Damals war er 19 Jahre alt, jetzt hat der Staatsanwalt ihn angeklagt. Fast 70 Jahre nach Kriegsende sterben den Nazi-Jägern die letzten Kriegsverbrecher weg. *Von Beate Lakotta*

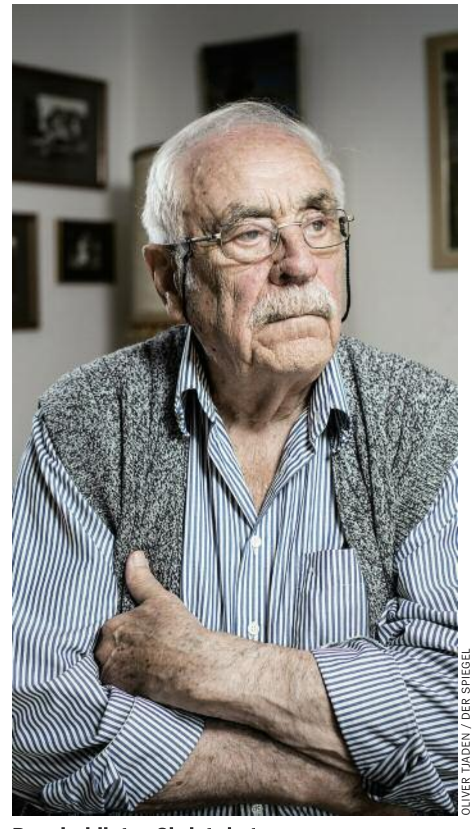
ALAMY / MAURITIUS IMAGES

Da war doch der Junge", sagt Werner Christukat, „der kam über den Berg gelaufen. So'n kleiner Blonder mit Fahrrad, der wollte an mir vorbei ins Dorf. Ganz genau seh ich den noch vor mir. Ich halte ihn fest und will ihn wegscheuchen, da kommt der Unterscharführer und brüllt mich an …"

Fast 70 Jahre ist das her, Christukat hat es nie vergessen. Aber seit im vergangenen Jahr die Nazi-Jäger wieder bei ihm waren, sucht er unablässig nach Bildern im Strom seiner Erinnerungen. Tagsüber, wenn er in seiner Großvater-Strickweste im Wintergarten sitzt, umgeben von Enkelfotos. Nachts, wenn er schlaflos im dunklen Haus umherwandert.

Der ganze Schiet kommt wieder hoch: „Keine Nacht vergeht, ohne dass ich an Oradour denke. Ich seh noch durch die Baumkronen die Kirche vor mir, es knallt, und dann dieses Schreien von den Frauen und Kindern … Das krieg ich nicht aus den Ohren raus. Die taten mir so schrecklich leid. Aber dass ich den Jungen nicht retten konnte, das ist das Schlimmste."

Sommer 1944, Christukat war 19 Jahre alt, MG-Schütze 1 bei der Waffen-SS, gedrillt auf Befehl und Gehorsam. Erst kurz zuvor war er in Frankreich aus dem Viehwaggon gestiegen: „Meine Ehre heißt Treue, ein deutscher Soldat kämpft ritterlich", sagt er. „Das hab ich dem Adolf ja geglaubt."


OLIVER TJADEN / DER SPIEGEL

Beschuldigter Christukat
„Oje, was hat der Adolf mir eingebrockt?"

Jetzt sieht Christukat sich wieder unter dem grauen Himmel stehen mit seinem Maschinengewehr, dort an der Straße. Oder war es ein Feldweg? Kam er zu Fuß zum Ortsrand oder mit dem Lkw? Wie war er später zur Kirche gelangt, und warum war er überhaupt dorthin gegangen? Zwei Frauen hat er gerettet, indem er sie wegscheuchte, so erinnert er sich. Aber er kann es nicht beweisen.

Die Ermittler glauben ihm nicht. Sie haben ihm eine Liste gezeigt, auf der sein Name steht, haben ihn verwirrt mit ihren Fragen. Er hat sich in Widersprüche verheddert. Seither zermartert er sich das Hirn, wie beim Kreuzworträtseln – je länger er dran sitzt, desto mehr Buchstaben passen nicht zusammen. Nur dass es hier um sein Leben geht und um die Frage nach seiner Schuld.

Am 10. Juni 1944 fällt Christukats Einheit, die 3. Kompanie des I. Bataillons des SS-Panzergrenadier-Regiments 4 „Der Führer", im Örtchen Oradour-sur-Glane, Südwestfrankreich, ein. Soldaten treiben alle Bewohner zusammen, erschießen die Männer in Scheunen, sperren Frauen und Kinder in die Dorfkirche, zünden Sprengstoff, werfen Handgranaten hinein und brennen die Kirche bis auf die Mauern

nieder. Sie äschern Oradour ein, mit allen 642 Menschen, die sie dort finden, laut Anklage 181 Männer, 254 Frauen und 207 Kinder. Manche verbrennen bei lebendigem Leib. Man findet verkohlte Leichen, Mütter mit Babys im Arm, Schüler einer Knabenschule, eng umschlungen im Tod.

Es ist eines der schlimmsten Massaker der Waffen-SS in Westeuropa. Bis heute ist der Anlass unklar. Immer noch steht Oradour zwischen Franzosen und Deutschen. Im Fernsehen sah Christukat voriges Jahr den deutschen Bundespräsidenten Hand in Hand mit dem Präsidenten von Frankreich durch die Ruinen von Oradour laufen. Joachim Gauck bat um Verzeihung. Das fand Christukat gut. Aber Gauck sagte auch: „Ich teile die Bitterkeit darüber, dass Mörder nicht zur Verantwortung gezogen wurden. Ich werde in meinem Land davon sprechen und nicht verstummen."

Drei Tage vor Weihnachten lag bei Christukat die Anklage im Postkasten, nach 70 Jahren. Der einstige Maurerpolier, heute 89 Jahre alt, verwitweter Ehemann und Vater zweier Töchter, soll an der Erschießung der Männer beteiligt gewesen sein. Danach soll er geholfen haben, Frauen und Kinder zu ermorden, indem er „entweder Absperr- und/oder Bewachungsaufgaben" übernahm oder „Brennmaterial in die Kirche" trug – alles in allem gemeinschaftlicher Mord an 25 und Beihilfe zum Mord an mehreren hundert Menschen, begangen heimtückisch, grausam, aus niederen Beweggründen.

Die Nachricht ging um die Welt, „Radio Vatikan", „Hürriyet", „El País", alle brachten es: Die letzten „lebenden Killer" kämen vor Gericht, die „SS-Monster von Oradour". Bis nach China hörte man davon.

Das Kölner Landgericht muss nun entscheiden, ob die Beweise ausreichen, um Christukat den Prozess zu machen. Es fällt schwer, ihn sich als brutalen SS-Schergen vorzustellen – ein alter Mann, der über den Rand seiner Brille zwinkert, ein Sympath, Typ Willy Millowitsch, eigentlich eine Frohnatur. Wäre da nicht Oradour. „Ich habe mich immer schuldig gefühlt", sagt Christukat. „Ich war ja dort, ich konnte es nicht verhindern. Aber ich habe niemanden umgebracht. Keinen einzigen Schuss habe ich abgegeben."

Es gibt im Fall Oradour eine historische Wahrheit: 642 Tote. Aber was lässt sich ansonsten mit Gewissheit sagen – nach 70 Jahren? Es gibt die Wahrheit der Opfer, es gibt die der Täter. Es gibt die subjektive Wahrheit der Erinnerung. Je länger eine Tat zurückliegt, desto weiter entfernen sich diese Wahrheiten voneinander.

Keinen einzigen Schuss. Das ist Christukats Wahrheit.

An einem Abend im Januar sitzen die Nazi-Jäger in einem Landgasthof bei Bremen. Kaminprasseln, Kerzenlicht. Oberstaatsanwalt Andreas Brendel und Kriminalhauptkommissar Stefan Willms haben in der Nähe das Haus eines 87-Jährigen durchsucht. Auch er soll in Oradour dabei gewesen sein.

Fotoalben, Tagebücher, Briefe von damals – nichts Brauchbares war dabei. Ansonsten: Kinder und Enkel, die aus allen Wolken fallen, ein redseliger alter Mann ohne Schuldbewusstsein. Wie meistens, sagt Brendel.

Brendel ist jetzt 51 Jahre alt, Anzugträger, hohe Stirn, schwarze Architektenbrille. Willms ist drei Jahre älter, Jeanstyp, Vollbart, eigenwillige graue Locken. Seit fast 20 Jahren jagen sie Nazi-Täter, vor drei Jahren ist Brendel zum Leiter der Dortmunder Zentralstelle zur Verfolgung von NS-Verbrechen aufgestiegen.



ROGER VIOLLET / ULLSTEIN BILD

Massaker-Opfer in Oradour 1944
Kinder, im Tod eng umschlungen

Jahrzehntelang verschonte die Justiz in Westdeutschland die Täter. Rund 15 000 Personen wurden wegen NS-Verbrechen angeklagt, nur knapp 7000 verurteilt. Oft gab es milde Strafen oder Freisprüche.

Heute will man beweisen, dass Deutschland zu seiner historischen Verantwortung steht, und fahndet in der ganzen Welt nach den Mördern von einst, in Russland, Weißrussland, Südamerika. Aber es ist ein bisschen spät. Den Nazi-Jägern sterben die Kriegsverbrecher weg.

Über hundert Ermittlungen hat Brendel geführt, vier oder fünf Täter brachte er selbst vor Gericht, einer starb ihm nur Tage vor dem Prozess, die Akten standen schon im Saal.

Es mangelt heute nicht am politischen Willen; es ist ein physisches Problem. Willms vergleicht das mit einem Puzzle: „1945 wäre es vollständig gewesen. Heute verschwindet jeden Tag ein Teil, weil wieder einer stirbt." Mittlerweile haben sie fast nur noch Männer mit Rollator; wenn sie nicht dement sind, kann man sie noch verfolgen. Aber von den Befehlsgebern ist kaum noch einer übrig, und die kleinen, die auf Befehl zu Tätern wurden, ließen deutsche Gerichte lange Zeit laufen, so war die Rechtsprechung.

Brendel sagt, er habe das immer für falsch gehalten. Trotzdem hätten sie jetzt langsam die Zentralstellen dichtmachen können – wäre nicht vor drei Jahren das Urteil gegen John Demjanjuk gefällt worden. Er war Wachmann in Sobibór, einem reinen Vernichtungslager. Das Gericht sprach ihn schuldig, obwohl man ihm keine eigene Tat nachweisen konnte. Es reichte, dass er Teil der Maschinerie gewesen war. Weil Demjanjuk starb, bevor der Bundesgerichtshof das Urteil prüfen konnte, ist noch nicht klar, ob die Rechtsprechung in Sachen NS-Verbrechen damit ein neues Kapitel aufgeschlagen hat; den Nazi-Jägern eröffnete es eine Perspektive.

In Baden-Württemberg saßen gerade vier Hochbetagte vorübergehend in Untersuchungshaft, sie sollen Wachleute in Auschwitz gewesen sein. Gegen einen 94-Jährigen will das Gericht nach sieben Monaten U-Haft nicht verhandeln, er ist dement. Angehörige der Opfer haben die Justiz veranlasst, den Fall zu überprüfen.

Der niederländische Strafrechtler Frits Rüter, Leiter des Amsterdamer Forschungsprojekts „Justiz und NS-Verbrechen", wirft den Nazi-Jägern Aktivismus vor: Die deutsche Justiz habe jahrzehntelang ihre Pflicht versäumt und Täter, die Rädchen im Getriebe waren, nicht verfolgt. Heute seien nur noch Greise übrig, deren Bestrafung niemandem mehr nütze. Es sei zu spät.

Brendel hält das für Unfug. Warum? „Mord verjährt nicht. Und wir sind es den Opfern schuldig."

Wegen des Massakers von Oradour verhängte ein Gericht in Bordeaux 1953 hohe Strafen über Angehörige der Waffen-SS, aber keiner musste lange in Haft bleiben. In Ost-Berlin verurteilte das Stadtgericht 1983 einen Obersturmführer zu lebenslanger Haft, 1997 wurde er entlassen. Im Westen wurden alle Ermittlungen eingestellt.

Nach dem Demjanjuk-Urteil durchforstete Willms bei der Stasi-Unterlagen-Behörde noch mal die DDR-Gerichtsakten und blieb an einer alten Kompanieliste hängen. Brendel glaubt, sie zeige die Aufstellung zur Zeit des Massakers. Aber wer hat sie aufgestellt? Wann und zu welchem Zweck? Niemand weiß das.

Anfang 2013 waren Brendel und Willms mit einem der letzten Überlebenden durch die verkohlten Reste von Oradour gelaufen. Sie kamen als Vertreter


CHRISTOPHE PETIT TESSON / SIPA

Staatspräsidenten Hollande, Gauck in Oradour*: *„Ich werde in meinem Land davon sprechen“*

der zahnlosen Justiz des Täterlandes. Aber sie hatten diese Liste im Gepäck, darauf acht Männer, die noch lebten, einer davon Christukat.

Würde Brendel die Anklage durchkriegen, wäre das in seinen Augen etwas Neues. Anders als die Auschwitz-Wächter war Christukat Teil einer Kampftruppe. Ihr Auftrag: die Alliierten in der Normandie zurückdrängen und Partisanen bekämpfen. Und Christukat war zur Tatzeit erst 19 Jahre alt. Der Nazi-Kriegsverbrecherprozess müsste vor einer Jugendkammer verhandelt werden.

Ginge alles glatt, könnte man danach den biologisch bedingten Schlussstrich noch ein paar Jahre in die Zukunft verschieben. Warum nicht auch die seinerzeit 16- oder 17-Jährigen anklagen? Oder noch jüngere.

Brendels Problem ist die Beweislage. Auf 40 000 Seiten Oradour-Akten von 1945 bis heute kommt Christukats Name nicht ein einziges Mal vor. Kein Zeuge hat ihn je beschrieben. Der einzige Fixpunkt der Anklage ist die Liste.

Ein Soldat, aus dessen Aussage der Ankläger schließt, Christukat müsse Teil eines bestimmten Erschießungskommandos gewesen sein, hatte dies 1945 gestanden und detailliert Dienstgrade und Namen der anderen genannt. Aber den von Christukat nicht; man kann den Zeugen nicht mehr fragen, er ist tot.

Was macht Brendel sicher, dass Christukat ein Mörder ist? „Erfahrung und Menschenkenntnis. Mathematische und physikalische Gegebenheiten. Vieles von dem, was er sagt, kann objektiv nicht so gewesen sein.“ – Heißt das, Christukat lügt? Brendel wiegt den Kopf: „Wir werden nicht oft bewusst belogen. Die alten Männer glauben das selbst: Kein Schuss aus meiner Waffe. Der 87-Jährige, bei dem wir heute waren, sagt das auch.“

Ein paar Tage später sitzt bei Christukat im Wintergarten dessen Anwalt. Rainer Pohlen ist seit 30 Jahren Strafverteidiger in Mönchengladbach, er hat Wirtschaftskriminelle, Mörder, Vergewaltiger vertreten. Aber einen alten Waffen-SS-Mann? Pohlens Vater war Flakhelfer. „Meine Generation hat die Eltern angeklagt“, sagt Pohlen. „Warum habt ihr weggeschaut? Aber die waren ja nicht nur Täter. Christukat war kein Killertyp. Ihn hat Oradour auch traumatisiert – egal was er dort getan hat oder nicht.“

* Mit dem Überlebenden Robert Hébras (M.) am 4. September 2013.

Als die Ermittler im September 2013 gegangen waren, schüttete Christukat vor sich auf dem Tisch all seine Tabletten auf ein Häufchen. So fanden ihn seine Töchter. „Jetzt habt ihr einen Kriegsverbrecher in der Familie“, sagte er.

Nie hatten sie den Vater nach Kriegserlebnissen gefragt. Jetzt fiel ihnen ein, wie sie in den siebziger Jahren mit den Eltern auf dem Weg nach Spanien eine Nacht in Frankreich verbracht hatten: „Papa war völlig aufgelöst: ‚War Manöver heute Nacht?‘, hat er gefragt. ‚Ich hab doch Schüsse knallen gehört‘“, erinnert sich die Tochter: „Wir haben gelacht. Wir wussten ja nicht, was mit ihm los war.“

Vom ersten Besuch der Nazi-Jäger im Herbst 2011 hatte er ihnen nicht erzählt. „Die waren ja nett“, sagt Christukat. Sie fragten ihn, ob er einen Anwalt anrufen wolle. „Nein, wozu?“, habe er geantwortet. „Ich habe ja nichts zu verbergen. An dem allen ist ja nur der Hitler schuld.“

Nachdem das Landgericht Köln im Januar die Anklage bekanntgab, lauerten Paparazzi der „Bild“-Zeitung Christukat am Supermarkt auf. Auf dem Foto im Kölner Regionalteil schob er seinen Rollator. Auf Französisch trug der Artikel die Schlagzeile: „Hier geht ein Kriegsverbrecher einkaufen“ – als hätte er sein Recht auf Streichwurst verwirkt. Im Internet führte ein Link zu den „Großen Kriegsverbrechern“: Christukat, das SS-Monster, in einer Reihe mit Göring, Speer, Milošević.

Seither lassen ihn seine Töchter nicht mehr auf die Straße. Der Vater mit seinem Herzklabaster, 13 Kilo hat er abgenommen. Der Arzt hat ihm Pillen gegen die Angst verschrieben. Er schreckt aus dem Schlaf, wie so oft in all den Jahren. Aber dann ist seine Frau nicht mehr da, seine einzige Vertraute. Vor fünf Jahren starb sie, er hat sie gepflegt bis zuletzt. „Sie hat mich nachts oft geschüttelt: ‚Werner, wach auf. Wo bist du denn jetzt?‘ – ‚Dieses Scheiß-Oradour‘, hab ich dann gesagt, ‚das krieg ich nicht geregelt.‘“

„Deutschland bewältigt seine Vergangenheit auf dem Rücken unseres Vaters“, sagt die jüngere Tochter, „weil sie keinen anderen mehr gefunden haben.“

Und wenn er doch geschossen hätte? „Nie und nimmer hätte er das gemacht“, sagt die ältere Tochter. „Daran kann er sich immer festhalten.“ Einer seiner Enkel ist mit einer Belgierin verheiratet. Als herauskam, was man ihm vorwarf, nahm sie ihn in den Arm: „Opa, ich hab dich genauso lieb wie vorher.“

Für den Verteidiger kramt Christukat ein Fotoalbum hervor, beschriftet in Sütterlin. Das Gut in Ostpreußen, wo Christukat geboren wurde, Kinder mit Akkordeon, Heuhaufen, Pferde, Traktoren. Der Vater ist in der SA, mit 10 trägt Christukat Jungvolk-Uniform, mit 14 kommt er in die Hitlerjugend. Der Adolf rettet Deutschland mit dem Polenfeldzug, so se-

hen sie das. Einmal steht der Junge in Königsberg an der Straße, mit Hitlergruß, als der Führer im offenen Wagen vorbeifährt.

1942 wird Christukat zum Reichsarbeitsdienst eingezogen, mit 17. Sie marschieren, ihre Spaten blinken in der Sonne. Dann kommen die Werber der Waffen-SS. Er ist 1,85 groß und hat blaue Augen. Er unterschreibt.

Sie schicken den 18-Jährigen nach Russland, an die Front. Die Erde im Graben ist weich, drunter liegen Leichen. Die Stalinorgel heult, Querschläger sausen, „und dann die Schreie: Sanitäter! …" Nach zwei Wochen wird er verwundet. Als er wieder laufen kann, wird seine Einheit neu aufgestellt.

Ende Mai 1944 geht es im Viehwaggon nach Frankreich. Am 7. Juni stößt er zur Kompanie, am 10. Juni brennt Oradour. Eine gute Woche später schießen ihm die Kanadier vor Caen fast die Beine weg. Nach vier, fünf Wochen an der Front ist für Christukat der Krieg zu Ende: „Ich hab davon nicht viel mitbekommen. Nur dieses fürchterliche Verbrechen."

Christukat erzählt, schnarrt im Befehlston: „Vorwärts, marsch, marsch! Exerzieren mit Gasmaske, dabei singen: „Ich bin ein freier Wildbretschütz …" Christukat singt. Dann sagt er: „Ich schäme mich für Deutschland. Dass dieser Scheiß-Hitler das mit uns machen konnte."

Seit Tagen sucht Christukat nach einem Schriftstück, dem Beweis seiner Unschuld. Er ist doch schon mal freigesprochen worden wegen Oradour. „Freispruch, im Namen des Volkes! – das seh ich noch vor mir." Er sucht und sucht, kommt endlich triumphierend an mit einem alten Aktenordner: Da steht's doch! Die Tochter schaut auf das vergilbte Dokument: „Ach Papa, das ist doch ganz was anderes!" – Er nimmt die Brille. Tatsächlich. Eine Baufirma hatte ihn mal angeschwärzt, kurz nach dem Krieg. Er lässt enttäuscht den Ordner sinken.

Anwalt Pohlen fragt sich, was das für eine mögliche Befragung vor Gericht bedeutet. Seit 70 Jahren mischt sich in Christukats Erinnerung Selbsterlebtes mit Berichtetem, Gelesenem, Phantasiertem. Unbewusst, sagen Hirnforscher, konstruiert das autobiografische Gedächtnis aus solchem Material das Leben fortlaufend neu, so dass es in der Rückschau erträglicher wird. Stimmt das, kann niemand mehr auseinanderhalten, ob Christukat sich nicht erinnern kann oder will, ob er sich im Kopf ein Schutzschild gezimmert hat oder ob er lügt.

Wie viel Aufklärung wäre dann von einer Verhandlung noch zu erwarten?

Tatsächlich war Christukat 1978 schon einmal wegen Oradour ins Visier der Staatsanwaltschaft geraten. Bereitwillig hatte er ausgesagt, dann war das Verfahren eingestellt worden, aus Mangel an Beweisen.

Als die Nazi-Jäger nach mehr als 30 Jahren wiederkommen, fallen ihnen Ungereimtheiten auf. Die Gruppe, zu der Christukat laut Anklage gehört haben soll, hat einen Bauernhof durchsucht, eine alte Frau wurde erschossen. Christukat sagte erst, er sei nie an diesem Hof gewesen. Dann sagte er, er sei doch dort gewesen, habe Schüsse gehört, aber nicht hingesehen. Warum hätte er dort sein sollen, wenn er nicht zu dieser Gruppe gehörte? Das ist die Spur, die zu ihm führt.

Außerdem hatte er zwar 1978 schon die zwei Frauen erwähnt, die er gerettet haben will, nicht aber die gescheiterte Rettung des Jungen. 2011 erzählt er, just deswegen habe ihn sein Zugführer angebrüllt und ohne weiteren Auftrag fortgeschickt.

Nach seinem ersten Besuch bei Christukat läuft Kommissar Willms in Oradour mit einer Kamera die Wege ab, die Christukat vor 70 Jahren gegangen sein will. Stimmen die Blickachsen? Hätte man von einem bestimmten Ort aus hören können, was Christukat gehört haben will?

Als die Ermittler im Herbst 2013 wieder vor seiner Tür stehen, zeigen sie ihm Bilder, Skizzen, eine Powerpoint-Präsentation mit aus Ruinen rekonstruierten Ge-

bäuden. Sie sagen: „Sie wollen auf dieser Straße gestanden haben, aber das kann nicht sein. Sie geben an, Sie hätten durch die Kirchentür neben dem Altar Kisten mit Sprengstoff gesehen. Aber man kann von der Tür den Altar nicht sehen. Man muss hineingehen.“

Am Ende ist sich Christukat seiner Erinnerung nicht mehr sicher. Er sagt: „Wenn mein Name auf der Liste steht, muss ja was dran sein.“ Und: „Wenn Sie das so sagen, wird es so gewesen sein.“ Irgendwann sagt er laut Protokoll: „Überhaupt stimmt alles, was Sie ermittelt haben.“ Nur geschossen habe er nicht.

Jetzt wedelt Christukat unglücklich mit der Anklageschrift: „Da drin stimmt ja rein gar nichts“ – „Aber warum haben Sie es dann so gesagt?“, fragt sein Anwalt. „Ich weiß es nicht!“ Christukat schlägt mit der Hand auf die Tischplatte: „Die waren so überzeugend. Vier Stunden lang haben die mich verrückt gemacht. Kann sein, dass ich mir das mit den Kisten in der Kirche bloß vorgestellt hab, es ist doch schon so lange her. Oje oje, was hat der Adolf mir da eingebrockt?“

Schweigen.

„Aber die zwei Frauen. Die lass ich mir nicht nehmen. Die trugen Kopftücher und kamen mit Körben aus dem Wald, und ich habe sie weggejagt.“ – „Der Staatsanwalt sagt, es gibt Frauen, die davongekommen sind, aber die können nicht da gewesen sein, wo Sie gestanden haben wollen.“ – „Aber das sind doch Tatsachen“, ruft Christukat mit Tränen in den Augen. „Mit denen habe ich mich doch immer getröstet: Zwei hast du wenigstens gerettet!“ – „Vielleicht sind sie ja später noch von jemandem anders erschossen worden“, sagt Pohlen.

Aber Christukat hört nicht mehr, sein Kopf sinkt fast auf die gelbe Tischdecke: „Jetzt glaubt mir das nicht mal einer …“ – „Darum geht es ja nicht bei Gericht“, sagt Pohlen, „sondern darum, ob man Ihnen das Gegenteil beweisen kann.“

Die Waffen-SS war eine verbrecherische Organisation. Aber waren deshalb alle in der Waffen-SS Verbrecher?

Der Militärhistoriker Peter Lieb, Experte für deutsche Kriegsverbrechen in Frankreich, sagt: Die Kommandeure der Truppe in Oradour hatten ihr Handwerk bereits im Osten gelernt. Aber die unteren Ränge der 3. Kompanie waren aufgefüllt mit Frischlingen wie Christukat, manche gerade 17 Jahre alt. Eine Truppe von Anfängern, unterwegs zur Front. War ihnen klar, dass sie auch auf dem Weg zu einem Verbrechen waren? Eher nicht.

Und noch etwas kommt hinzu: Ein Massaker ist ein arbeitsteiliges Unternehmen. In Oradour waren Historikern zufolge um die 200 Mann versammelt. Deutlich mehr, als man braucht, um ein Dorf einzuäschern. Pohlen macht eine Rechnung auf: 50 bis 60 Mann brauchte man für die Erschießungen. Etwa ein Dutzend für das Morden an der Kirche. Und noch ein paar, die Brennmaterial brachten. Es bleibt eine relevante Zahl, die nicht gemordet haben müssen.

Pohlen meint, im Zweifelsfall könnte sich Christukat sogar auf den Befehlsnotstand zurückziehen: Ich musste schießen, sonst wäre ich selbst erschossen worden.


OLIVER TJADEN / DER SPIEGEL

Ermittler Willms, Brendel: *„Wir sind es den Opfern schuldig“*

Staatsanwalt Brendel sagt, das gelte heute als widerlegt.

Heute.

Aber hätte Werner Christukat das damals schon wissen können? Hätte er weglaufen können, Widerstand leisten? Wie viel Zivilcourage kann ein Ankläger heute einem NS-sozialisierten 19-Jährigen von damals abverlangen?

„Die Sache ist doch die“, meint Pohlen: „Selbst wenn er damals geschossen hätte – mit dem Strafrecht lässt sich das heute nicht mehr aufarbeiten.“

Im Januar klingelte ein Fernsehreporter aus Frankreich an Christukats Tür. Und so sah man ihn im Sender BFM TV zu den Franzosen sprechen: „Ich wollte Ihnen sagen, dass es mir furchtbar leidtut, was da passiert ist, und dass ich damals furchtbar entsetzt war. Es hat mich verfolgt, fast jede Nacht, seit bald 70 Jahren. Aber ich habe nicht einen einzigen Schuss abgegeben. Ich hatte ein Riesenglück, dass ich nicht schießen musste.“

Christukat war aufgewühlt, hatte Tränen in den Augen, als er von den beiden Frauen sprach. „Und dann kam der Junge über den Berg mit seinem Fahrrad. Dass ich den Jungen nicht retten konnte, ist das Schlimmste.“

Als Werner Christukat fertig war, erschien auf dem Bildschirm ein anderer alter Herr, Robert Hébras, einer der wenigen Überlebenden von Oradour. Er hatte sich vor dem Erschießungskommando fallen lassen, sich tot gestellt, als sie die Körper anzündeten, unter denen er lag, bis das Feuer ihn erfasste, dann lief er los. In der Kirche verbrannten seine Mutter und seine Schwestern, 9 und 22 Jahre alt.

Moderator: Er sagt, es täte ihm leid.

Hébras: Noch einer, der nichts getan haben will. Wenn keiner geschossen hat, woher kommen dann die 640 Toten?

Moderator: Er sagt, er habe jede Nacht Alpträume, seit 70 Jahren. Können Sie diesem Mann heute nicht vergeben?

Hébras: Ich habe meine Mutter und meine Schwestern verloren. Und er sagt, er habe seitdem Tag und Nacht daran gedacht und sei eigentlich unglücklicher als wir? Also wirklich! Ich weiß, dass sie damals gezwungen waren zu schießen. Ich entschuldige ihn, aber Vergebung ist etwas anderes. Ich wäre bereit zum Dialog. Aber nicht, ihm die Hand zu geben.

Moderator: Wünschen Sie sich dieses Verfahren?

Hébras: Ich wünsche mir nicht speziell, dass er verurteilt wird. Sondern dass er die Wahrheit sagt. Er will ja sogar noch Menschen gerettet haben.

Dann kam der Vorsitzende des Vereins der Opferfamilien zu Wort. Claude Milord war damals noch nicht geboren, aber 20 seiner Verwandten starben bei dem Massaker. Er sagte: „Das ist die Aussage eines alten Mannes voller Gewissensbisse und Mitgefühl. Der den ganzen Schrecken beschreibt, der sagt, dass er nicht schlafen kann und sein Leben lang daran denken musste. Das unterscheidet sich von den Reden, die wir bisher gehört haben. Die Justiz hat sich 70 Jahre Zeit gelassen. Jetzt muss sie entscheiden, wo Schuld ist und wo nicht. Aber ein einzelnes Urteil wird nicht den Lauf der Dinge ändern.“

Einen Monat nach Christukats Auftritt im Fernsehen meldete sich beim Sender ein Mann. Er sagte, er sei möglicherweise der Junge von damals und wolle sich bei seinem Lebensretter bedanken.

Christukat war schon ganz fassungslos vor Glück, aber dann stellte sich heraus, dass der Mann zu alt war. Er konnte es nicht gewesen sein.